

Daniel Oliver Bachmann

# Hamburger, Hollywood & Highways

Abenteuer Alltag in den USA

Erzählungen

Dryas Verlag

Bibliografische Information der Deutschen  
Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publi-  
kation in der Deutschen Nationalbiografie, detail-  
lierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

1. Auflage 2009

© Dryas Verlag, Text und Bilder

Herausgeber: Dryas Verlag, Mannheim

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf  
in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet  
werden.

Umschlaggestaltung: Rosa Segerer, Segerer Design

Herstellung: Gabriel A. Neumann, Heidelberg

Druck: Strauß GmbH, Mörlenbach

Lektorat: Sandra Thoms

ISBN: 978-3-9408550-2-2

[www.dryas.de](http://www.dryas.de)

## INHALT

Vorwort . . . . .	9
Du musst dir dein Frühstück verdienen . . . . .	13
Unabhängigkeitstag . . . . .	33
Schnee im Juli . . . . .	59
Land der Cowboys und Bigamisten . . . . .	65
Vom Barkeeper vollzogene Ehen verlieren zum Morgengrauen automatisch ihre Wirksamkeit . . . . .	79
Das Gomorrah der Prärie . . . . .	113
Hauptsache, d' Ranza spannt . . . . .	129
Als die Deutschen Amerikas Araber waren . . .	137
Von Windmühlen und neuer Hoffnung . . . . .	161
Der Amerikanische Traum im Land der Pilgerväter . . . . .	181
Kirschtortengeheimnisse . . . . .	203
Die Macht des Wandels . . . . .	211
<i>Anhang</i>	
Karte: USA mit Reiserstrecke . . . . .	215

## Vorwort

Amerika ist das Land, das jeder von uns kennt. Denn wir haben die „Straßen von San Francisco“ gesehen. Wir waren in Florida mit „Miami Vice“, in Los Angeles mit „L.A. Confidential“, und New York ist ohnehin die am meisten gefilmte Stadt der Welt. Über 100 Filme werden dort gedreht – pro Tag! So erging es mir kaum anders als vielen Menschen: Während ich meine Jugend in der tiefsten Provinz verbrachte, lockte da draußen Amerika mit sehnsuchtsvollen Bildern. Ganz klar, dachte ich, da muss ich hin. Aus diesem Wunsch wurde eine Leidenschaft, aus der Leidenschaft eine Passion. Seither ziehe ich kreuz und quer durch die Staaten, lebte immer wieder für längere Zeiten in San Francisco, Los Angeles, New York, Boston oder Denver. Mehr und mehr zog es mich auch hinaus aufs Land, in das sogenannte „Small Town America“. Dort fand ich Landstriche, die abgeschiedener sind als die einsamsten Gegenden Europas, Asiens oder Australiens. Dort fand ich das eigentliche Amerika, wo der Alltag nach ganz eigenen Regeln abläuft. Und dort entstand die Idee, einmal den Kontinent „auf einen Rutsch“ zu durchqueren – um den Gegensatz des Lebens in Städten, Städtchen und Dörfern im vollen Umfang zu erfahren. Das habe ich gemacht, im wahrsten Sinne des Wortes, und legte dabei über 6000 Kilometer zurück. Nie zuvor erlebte ich das „Abenteuer Alltag in den USA“ intensiver: Ganz wie das Land – gewaltig und weit.

I  
IM WESTEN

## Du musst dir dein Frühstück verdienen

Ich hörte sie, bevor ich sie sah, es wäre also Zeit gewesen, umzudrehen. Doch sagte nicht schon Albert Einstein, er habe keine besondere Begabung, sondern sei nur leidenschaftlich neugierig? Das trifft auch auf mich zu. Mit leidenschaftlicher Neugier kann man sich in Los Angeles aber schnell eine blutige Nase holen. Doch zum lange Überlegen blieb keine Zeit mehr, ich stand den Jungs schon gegenüber: Eine halbe Kompanie Weiße, Schwarze, Hispanos, Asiaten, gekleidet in schwarze Kung-Fu-Hosen und schneeweiße T-Shirts. In der Regel – das war Lektion Nummer Eins, seit ich meine Unterkunft in West Hollywood bezogen hatte – ist der Nationenmix unter den Gangs verpönt. Die Mexikaner bleiben unter sich, die Puertoricaner bleiben unter sich, die Chinesen, die Afroamerikaner – in diesem Teil von Los Angeles ist die Idee vom *Melting Pot* der amerikanischen Nation nicht angekommen.

Die Gang stoppte wie ein Mann. Das muss ja aussehen, dachte ich, ein Schwarzwälder gegen 50 Typen, von denen jeder ein Bizeps hat so dick wie mein Oberschenkel. Ihr Anführer herrschte mich an. Was er sagte, und wie er es sagte, war im Englischunterricht nicht vorgekommen. Aber ich verstand „in the hood“ und „doing there?“, also gab ich Auskunft, dass ich zu Besuch bei meinem Freund Jonas war, der da drüben wohnte, keine zwei Minuten von hier. Mein Akzent tat das übrige.

„You’re from Germany?“, fragte der Anführer, und war auf einmal ganz relaxt. Ich bestätigte, *yes, yes, from Germany, from the Black Forest*, denn das finden Amerikaner immer ganz dufte. *Black Forest, Black Forest Cake*, davon hat jeder schon gehört. Das war

auch in *Gangland* Los Angeles nicht anders. Der Anführer machte mich darauf aufmerksam, dass ich es ihm zu melden habe, sollten sich fremde Drogendealer rumtreiben, dann zogen die Jungs weiter. Ich atmete durch. Heiß war es heute, verdammt heiß, aber das war wohl nicht der einzige Grund, weshalb ich schweißgebadet war. Den Rest des Wegs legte ich im Laufschrift zurück. Zweimal hörte ich Schüsse, einmal kreischte eine Frau, dann erreichte ich Jonas' Haus. Es lag hinter hohen Mauern und wurde von Kameras überwacht. Solche Festungen kenne ich aus Vororten afrikanischer Städte, wo reiche Weiße wohnen, die ihr Vermögen gegen Leute verteidigen müssen, die nichts haben. Mein Freund Jonas ist zwar ebenfalls weiß, aber gewiss nicht reich. Und wenn auch West Hollywood wenig mit seinem protzigen Nachbarn Beverly Hills gemeinsam hat, ist es doch kein Ghetto. Der Hollywood Boulevard mit dem berühmten *Walk of Fame* ist nur ein Katzensprung entfernt, und mitunter verirrt sich sogar ein Tourist hierher. Nein, West Hollywood ist ein normales Wohnviertel, das zwar die besten Zeiten lange hinter sich hat, aber mal ehrlich, gehts uns nicht allen so? Wenn durch ein normales Viertel von Los Angeles regelmäßig Schüsse peitschen, die nicht von einem Filmset kommen, wer braucht dann noch Kino? Seit den letzten großen Unruhen in der Stadt, unter dem Namen *Rodney King Riots* weltweit bekannt geworden, waren einige Jährchen ins Land gezogen, doch der Vulkan brodelte noch immer. Damals wurden vier Polizisten, die den Afroamerikaner Rodney King misshandelt hatten, was auf Videofilm festgehalten worden war, von einem Gericht freigesprochen. Die Empörung unter der nichtweißen Bevölkerung hatte bürgerkriegsähnliche Folgen. Am Ende waren 53 Tote zu beklagen,

einige tausend Verletzte, und Sachschäden in einer Höhe von einer Milliarde Dollar.

Jonas lachte nur, als ich ihm von meinen neuen Kum-pels erzählte. Er arbeitete als Dozent für E-Gitarre am *Musician Institut*, und als wir uns in einer Künstlerkolonie in Australien kennenlernten, sagte er ganz nebenbei, wenn du mal in L.A. bist, schau vorbei.

Ein paar Monate später stand ich vor seiner Tür.

„Ist 'ne besondere Truppe“, sagt er, und reichte mir ein Beruhigungsbier. „Besteht aus ehemaligen Mitgliedern anderer Gangs. Deshalb ist sie gemischt. Die Leute treten für den Frieden ein.“

Ich verschluckte mich.

„So ähnlich wie Blauhelme“, sagte Jonas. „Nein, der Vergleich hinkt. Die Gang hat ihre Waffen abgegeben. Freiwillig.“

Das will was heißen in Amerika. Erst kürzlich bestätigte der Oberste Gerichtshof das Recht aller Bürger auf den Besitz von Waffen. So kommen auf 100 Amerikaner 90 Waffen, was 30000 Menschen pro Jahr das Leben kostet. Ein unbewaffnetes Gangmitglied in LA ist wie ein Taucher ohne Sauerstoffflasche. Da kann einem schnell die Luft ausgehen.

„Weshalb?“, fragte ich.

„Sie wollen ein Zeichen setzen“, antwortete Jonas.

Weil auch die Stadtverwaltung Zeichen setzte. Mit millionenschwerer Unterstützung soll das *L.A. Bridges Anti-Gang-Program* junge Leute von der Straße holen. Grund ist, dass Gangverbrechen in den letzten Jahrzehnten zur Epidemie wurden. Wer zwischen 30 und 35 Jahre ist und männlich, hat statistisch gesehen schlechte Überlebenschancen. 80 Prozent aller Mordopfer entsprechen diesem Profil. Zum Glück hatte ich schon ein paar Jährchen mehr auf dem Buckel. Die Statistik sprach für mich, die Neugierde weniger.

„Ich würde gern mal mit denen um die Ecken ziehen“, sagte ich. „Meinst du, das lässt sich arrangieren?“

Nach einem kurzen *nap* – dem kalifornischen Äquivalent zur *siesta* – begleitete ich Jonas zum Tempel der Rockmusik. Das *Musician Institute MI* öffnete seine Pforten in den späten 70er-Jahren. Wer in diesem Business eine große Nase werden wollte, konnte hier Gitarre, Bass, Keyboard, Schlagzeug oder Gesang studieren. Es gab sogar einen Gitarren-Reparatur-Studiengang, obwohl mir Jonas versicherte, dass die Zeiten, als Leute wie Pete Townsend von The Who nach jedem Konzert ihr Instrument zertrümmerten, eigentlich vorbei waren.

„Eigentlich vorbei“ heißt, Spaß macht’s aber noch immer. Und dann ist es gut zu wissen, wie man das Ding wieder zusammenschraubt.

Der Rocktempel lag am Hollywood Boulevard. Um dorthin zu kommen, mussten wir an einem nicht weniger erfolgreichen Tempel vorbei, der *Church of Scientology Mission of Melrose*.

Schnieke, schnieke, dachte ich, L. Ron Hubbards Hollywood-Residenz. Musste wohl sein, wenn man prominente Schauspieler wie Tom Cruise und John Travolta in den eigenen Reihen begrüßen konnte.

„Jedes Mal quatschen mich die Schlümpfe an, ob ich ihren bescheuerten Test machen will“, schimpfte Jonas, und ließ keinen Zweifel daran, was er von den Scientologen hielt.

„Die sehen halt, dass Gitarrenzertrümmerer wie du Beistand benötigen“, antwortete ich. „Da ist zuviel Dampf unterm Deckel.“

Jonas grinste. Dampf unterm Deckel ist eine Notwendigkeit für jemand, der in der *Hall of Fame* ankommen möchte. Wie viele Amerikaner glaubte auch mein Freund felsenfest an seinen Erfolg. Der Job als

Dozent und die zahlreichen Bandprojekte waren lediglich das Sprungbrett dafür.

Wir schlenderten am Scientologytempel vorbei, und ein junger Mann fragte höflich, ob wir reinkommen wollten.

Wir wollten nicht. Wir sagten, dass wir lieber Gitarren zertrümmern. Das Gesicht des jungen Mann blieb unbewegt. Er wandte sich dem nächsten Passanten zu.

„Roboter!“, zischte Jonas. „Glaubst du, die Anmache hat Erfolg?“

„Scientology behauptet, sie haben 8 Millionen Mitglieder in Amerika“, antwortete ich.

Doch eine Untersuchung der *City University of New York* war zu einem ganz anderen Ergebnis gekommen. Danach waren es bloß 55000.

„Aber denk mal nach“, fuhr ich fort. „Wie viele Gitarrenspieler gibt es auf der Welt, und wie viel Lärm machen die?“

Jonas boxte mich in die Seite. „Man sollte sich nie mit Schriftstellern anfreunden“, sagt er. „Die drehen einem ständig das Wort im Mund rum. Ich werde dir zeigen, was Lärm machen bedeutet.“

Sollte ich in meinem nächsten Leben als Stromgitarrenspieler reinkarniert werden, will ich auch am *MI* studieren. Jonas führte mich durch die Tonstudios, das Filmstudio für Musikvideos, die Übungskabinen, in denen Studenten mit Kopfhörern auf den Ohren ungestört von lärmempfindlichen Nachbarn üben konnten. Natürlich warfen wir auch einen Blick ins Gitarrenkrankenhaus. Dort arbeitete Joe Alonzo, und als ich ihn fragte, ob er immer gut zu tun habe, lachte er.

„Wir reparieren nicht nur, wir bauen *customized guitars*. Spezialanfertigungen. Die meisten lieben ihr

Instrument zu sehr, um es kaputtzuschlagen. Zertrümmern ist schwer aus der Mode gekommen.“ Hatte Jonas also Recht gehabt. Nachdem er mir mit seiner Klasse noch eine Nachhilfestunde in Sachen Lärm gegeben hatte, überließ ich ihn seinem 120-Dezibel-Job. Mich zog es dahin, wo seit Jahr und Tag die starken Männer ihren Bizeps spielen lassen: An den Strand.

Los Angeles liegt am Meer, doch mitunter kann man das vergessen. Man kann das sogar sehr gut vergessen, weil Tag für Tag eine Smogglocke über der Stadt hängt. Eigentlich trägt die russische Industriestadt Dserschinsk den Titel der am meisten verschmutzten Metropole der Welt, aber meine Lungen waren anderer Meinung. An Smogtagen gibt es in LA nur eine Devise: Man setzt sich wie viele der knapp 18 Millionen Einwohner ins Auto – gerne einen Hummer, der mit 30 Litern Spritverbrauch auf 100 Kilometer bei 470 Gramm CO<sub>2</sub>-Ausstoß seinen Beitrag zur grauen Suppe leistet – und kachelt runter zum Strand. Bevorzugt nach Muscle Beach, ein Viertel südlich von Santa Monica. Dort bläst meist ein ordentlicher Wind, und der Smog hat keine Chance. Deshalb konnte man in den guten alten Zeiten Arnold Schwarzenegger beobachten, wie er aus dem Gold's Gym kam. Hatte man richtig Glück, war er sogar in einem der Käfige am Strand zu bewundern. Die ähneln Raubtierzwingern im Zoo, und die Kerle darin pressen so schwere Hanteln in die Höhe, dass mir allein vom Zusehen die Lendenwirbel weh taten. Sicher werden diese Muskelprotze von den Scientologyleuten nie zum Verhaltenstest gebeten. Ich schaute eine Weile zu, und weil auch Maulaffen feilhalten Kalorien verbraucht, ging ich rüber zum *Muscle Beach Café*. Dort bestellte ich *the*

*choice of the day*: Das Tages-Angebot war ein Chicken Salad Wrap mit dick Cream Cheese darauf. 1000 Kalorien pro Biss, aber es schmeckte. Arnie pflegte ja zu sagen, „man muss sich sein Frühstück verdienen“. Ich war der Meinung, beim Zusehen hatte ich das getan, wenn auch nicht in seinem Sinne.

Wird aus mir halt kein Governator.

An Schwarzenegger ist ohnehin nicht vorbeizukommen. Er ist omnipräsent im *Golden State*: Als millionenschwerer Immobilienunternehmer. Als erfolgreichster Schauspieler der 80er und 90er-Jahre. Als Republikanermitglied im demokratischen Kennedy-Clan – seine Ehefrau Maria Shriver ist die Nichte von John F. Kennedy. Und als Gouverneur in der zweiten Amtszeit. Keine schlechte Karriere für einen, der in seiner österreichischen Heimatstadt Thal nicht über den Hauptschulabschluss hinaus kam. Wie kein Zweiter verkörpert Arnie den *American Dream*. Du kommst als armer Schlucker. Du legst deine Vergangenheit ab. Du kannst alles erreichen. Voraussetzung dafür sind harte Arbeit und Disziplin. Eben nach dem Motto „du musst dir dein Frühstück verdienen“. Das hat er zweifelsohne getan, auch wenn die politische Arbeit des fünffachen Mr. Universum und siebenfachen Mister Olympia unterschiedlich bewertet wird. Seine Ansichten zur Einwanderungsproblematik – die nirgends so groß ist wie in Kalifornien –, zur Todesstrafe und zur gleichgeschlechtlichen Ehe gleichen denen eines strammen Rechten. Sein Durchsetzungsvermögen in der Umweltpolitik dagegen lässt so manchen Grünen blass aussehen. Diese scheinbaren Gegensätze sind typisch für Amerika: Schubladendenken ist etwas für Verlierer. Gewinner machen, was sie für richtig halten. Das gesetzlich abgesicherte umweltpolitische Ziel Schwarzeneggers kann sich jedenfalls sehen lassen: Bis zum Jahr 2050 dürfen in Kalifornien

Treibhausemissionen nur 20 Prozent von denen im Jahr 1990 betragen. Also werde ich 2050 wieder in die Stadt der Engel kommen, mich als 85-jähriger unter die Hanteln am *Muscle Beach* wagen, um mir unter blauem, treibhausgasfreiem Himmel das Frühstück zu verdienen.

Mein Traum von Amerika begann, als ich zwölf Jahre alt war. Damals existierten bei uns im Schwarzwald eine Handvoll weit verstreuter Kinos. So wurde ich zum begeisterten Tramper. Es gab nichts Schöneres, als in finsterner Nacht zur Spätvorstellung ins KKK-Filmtheater nach Oberndorf am Neckar zu trampeln oder zum *Double-Feature* ins Spaichinger Kino, wo zwischen den Filmen zwei betagte Damen Rote Würste neben der Kasse kochten. Dort sah ich „Der Weiße Hai“, „Krieg der Sterne“, „Superman“ und „Convoy“ von Sam Peckinpah. Darin wird Trucker Martin Penwald auf einem einsamen Highway vom korrupten Sheriff Lyle Wallace in eine Radarfalle gelockt, was er sich aber nicht gefallen lässt. Andere Trucker solidarisieren sich und bilden einen Konvoi. Es kommt zu jeder Menge Verfolgungsjagden und Explosionen, und für mich war klar, Convoy war der Film des Jahrhunderts. Erstens war mein Papa Trucker, zweitens frönte Penwald wie ich dem CB-Funk, wo er unter dem Code-Namen „Rubber Duck“, also Gummiente, bekannt war, während ich unter „Delta 7“, dem Raumschiff aus den Romanen von Mark Brandis, die Frequenzen beglückte. Noch verführerischer war der Anblick der Highways, die in Convoy und in Hunderten anderer Filme immer direkt in die Freiheit zu führen schienen. Ich konnte an nichts anderes mehr denken, als selbst auf ihnen zu fahren. Außerdem schien auch Filmemachen keine schlechte Idee zu sein.